

Notizen aus den Abgründen der Syphilis

Die letzten Lebensjahre litt Alphonse Daudet furchtbare Qualen. Sein Schmerzensbuch blieb Fragment

ALAIN CLAUDE SULZER

«Daudet ist ein schöner Bursche mit langem Haar und dem Aussehen eines Tenors aus dem Süden.» Was Edmond de Goncourt im Juni 1874 über seinen damals vierunddreissigjährigen Freund Alphonse Daudet im Tagebuch notierte, traf desto weniger zu, je deutlicher sich die Symptome der Syphilisinfektion manifestierten, die sich Daudet als junger Mann bei einer Vorleserin der Kaiserin Eugénie geholt hatte. Die Krankheit brach Anfang der 1880er Jahre aus. Anders als Edmond de Goncourts Bruder Jules litt Alphonse Daudet nach einer zwei Jahrzehnte dauernden Latenzzeit vor allem an schleichendem Funktionsverlust des Rückenmarks, einer von mehreren möglichen Erscheinungsformen der Krankheit.

Im Gegensatz zu Jules de Goncourt beeinträchtigte ihn weder Sprachstörungen noch Demenz, doch die anhaltenden körperlichen Leiden verliessen ihn bis zu seinem Tod 1897 nicht mehr. Ihn peinigten unbeschreibliche Schmerzen in den Extremitäten («Beine wie aus schmerzdem Stein» – «Spitze Rattenzähne, an den Zehen nagend»), zugleich verlor er zusehends die Herrschaft über die Koordination von Armen und Beinen («Die Beine verheddern sich, die ausgestreckten Arme suchen Halt»). Seine Glieder bewegten sich zuckend und unkontrolliert, er musste gestützt oder im Rollstuhl geschoben werden; wenn er allein war, hatte er oft keine andere Wahl, als sich auf dem Hintern vorwärts zu bewegen.

Er schrieb über alles

Daudet war tatsächlich ein hübscher Bursche gewesen, seine Jugendfotos lassen keinen Zweifel daran. Um sein dichtes dunkles Haar beneideten ihn gewiss nicht nur Tenöre und andere Männer, sondern wohl auch etliche jener Frauen, die sich auf den Mann einliessen, der diese Mähne selbstsicher trug. Daudet war, was man einen Schürzenjäger nannte, und die wohl wildeste seiner vielen Affären wurde Gegenstand des Romans «Sapho» (1884), der von seiner Beziehung zum Malermodell Marie Rieu handelte. Zum Leidwesen seiner Frau Julia im Übrigen, die zugleich seine (ungenannte) literarische Mitarbeiterin war, bei diesem Roman jedoch auf eine Mitwirkung verzichtete.

Dass sich Daudet von Marie getrennt hatte, bevor er die Ehe mit Julia einging, bedeutete übrigens nicht, dass er nach der Heirat sein promiskuitives Liebesleben beendet oder auch nur eingeschränkt hätte. Einen Schlussstrich unter diese nicht nur in Künstlerkreisen von den Ehefrauen stillschweigend geduldeten ausserhelichen Ab- und Ausschweifungen setzte erst die fortgeschrittene Syphilis.

Autobiografisches «Material» hatte Alphonse Daudet bereits vor «Sapho» mit offenerem Visier als andere Schriftsteller behandelt; persönliche Kränkungen literarisch zu verwerten, fiel ihm nicht schwer. Er betrachtete es als *Raison d'Être* des Künstlers, über alles zu schreiben, was das Leben bereithielt. Schon sein erster Roman, «Le petit chose» (Der kleine Dingsda), handelte – in der dritten Person geschrieben – von seinen leidvollen Erfahrungen als Kind verarmter Eltern, die aufgrund des väterlichen Ruins das sonnige Nîmes für immer verlassen und gegen das triste Lyon eintauschen mussten.

Am Ufer der Rhone hauste die Familie in einer Wohnung, in der die Feuchtigkeit ungehindert von allem Besitz ergreifen konnte. Im Gegensatz zu anderen bürgerlichen Romanciers seiner Zeit, die sich, wie etwa Zola, durchaus für die «kleinen Leute» interessierten, hatte Daudet die Armut und ihre vielfältigen Konsequenzen am eigenen Leib erfahren. Es waren nicht zuletzt diese Erlebnisse, die seine lebenslängliche Sehnsucht nach dem Licht, den Menschen und der Sprache der Provence bildeten.

Auch wenn er Okzitanisch weit weniger gut beherrschte als sein Freund und früher Förderer Frédéric Mistral, der diese Sprache als Bestandteil der französischen Literatur betrachtete, begleitete



Ein «schöner Bursche»: der Schriftsteller Alphonse Daudet (1840–1897) in einer Aufnahme des Fotografen Nadar. LEEMAGE/IMAGO

sie den längst in Paris Ansässigen doch ständig. Vor allem aber inspirierte ihn der Süden zu seinen erfolgreichsten Büchern, «Lettres de mon moulin» und die drei Bände über «Tartarin de Tarascon», die ihn in Frankreich unsterblich machten.

Im Kerker eingesperrt

Es lag nahe, über das zu schreiben, was Daudets Leben siebzehn Jahre lang bis zu seinem Tod stärker beeinflussen sollte als sonst etwas. Der Schmerz war immer da, er ruhte nie, er liess auch beim Schreiben nicht nach: «Überallhin dringt der Schmerz vor, in meine Wahrnehmung, meine Gefühle, mein Urteilsvermögen: eine Infiltration.» Er versuchte sich darauf einzustellen, dass es «für immer» war, und schrieb «von Zeit zu Zeit diese Notizen mit der Spitze eines Nagels und einigen Tropfen» seines Blutes an die Wände seines «carcero duro». Eingesperrt im «harten Kerker», wie es in seinen Aufzeichnungen heisst, hatte er oft den Eindruck, nicht mehr gesehen zu werden, und dies, obwohl er etwa während seiner Badekuren in Lamalou viel Mitgefühl für andere Patienten zeigte, die er aufzumuntern pflegte, obgleich er selbst bedürftig war.

Sein Plan, nicht nur privat über den Schmerz zu schreiben, gegen den die damals gängigen Mittel Laudanum, Morphium, Brom und Chloral nur kurzfristig halfen, stand für Daudet fest, kaum war die Syphilis ausgebrochen. Also begann er, sich Notizen für einen Roman zu machen. 1888 schien er, laut Goncourt, das formale Problem gelöst zu haben, wie dies zu bewerkstelligen sei. Geschrie-

ben wurde der Roman aber nicht. Erhalten blieben hingegen die Notizen, ein dokumentarisches Fragment mit philosophischem Tiefgang: Wie existiert man mit dem Unerträglichen, das einen dazu zwingt, «wie ein Maulwurf unter der Erde zu leben, allein, ganz allein»? Wann ist der Zeitpunkt gekommen, vom Gedanken an Selbstmord zur Tat zu schreiten?

Dass er bei der Niederschrift stets seinen kühlen Kopf bewahrte, gehört zu den Wundern dieser Eintragungen aus dem «Land der Schmerzen», aus dem es kein Entkommen gab. Dass sich daraus kein tragbares Handlungsgestalt für ein erzählerisches Werk ergeben wollte, lag wohl daran, dass es dem Gegenstand an Glanz fehlte: «Die Notiz, die ich hier aufs Papier werfe, nichtssagend und glanzlos, ein Selbstgespräch, geschrieben während einer dieser grausamen Anfälle.» Was erst 1930, zehn Jahre vor dem Tod Julia Daudets, die ihren Mann um vierzig Jahre überlebte, aus dem Nachlass erschien, sind also Vorstudien zu einem Werk, das nicht geschrieben werden konnte. Und das nun in einer Neuausgabe auch auf Deutsch wieder vorliegt, mit der Einleitung und den Kommentaren von Julian Barnes (Alexander-Verlag, 124 S., Fr. 25.90).

Wir kennen die wahren Beweggründe nicht, warum Daudet diesen Roman nicht schrieb. An physischer Entkräftung kann es nicht gelegen haben, denn trotz dem angegriffenen Gesundheitszustand schrieb Daudet bis zu seinem Tod noch etliche Bücher und Theaterstücke. Vielleicht musste er einfach einsehen, dass er seine ihm treuen Leserinnen und Leser nicht für die Dauer eines ganzen Romans

mit dem behelligen durfte, was an ihm zehrte. Was er darüber zu berichten hatte, war als verkäuflicher Stoff ungeeignet.

Allein mit dem Schmerz

Dass Literatur auch Unterhaltung sein musste, wenn sie sich verkaufen wollte, wusste Daudet als erfolgsverwöhnter und von manchen Kollegen (und auch Freunden wie Goncourt) beneideter Autor gut genug. Sein Schmerz war unveräusserlich. Er eignete sich nicht für ein breites Publikum. Es existierte keine «allgemeine Theorie vom Schmerz. Jeder Patient legt sich seine eigene zu recht, und das Übel verändert die Tonlage, wie die Stimme eines Sängers, je nach der Akustik des Saals.»

Es gab für den Schriftsteller keine Handhabe, für eine Lesergemeinschaft zu schreiben, die sich über seine Gebrechen hätte verständigen können. Er war damit allein. Als Leidender von den anderen Mitleid zu heischen, war ihm zuwider; er verbat es sich selbst im Familienkreis. Selbstfindung durch Schreiben war im 19. Jahrhundert noch nicht die anerkannte und beliebte literarische Kategorie, die sie heute ist.

Der Titel für das versäumte Buch stand von Anfang an fest. Was auch immer aus der Absicht werden würde, das Ergebnis sollte «La douleur» heissen. Kein anderes als das provenzalische Wort für Schmerz («douleur») schien Alphonse Daudet treffender und sprechender für das, was ihn, der im «Land der Schmerzen» heimisch geworden war, auf sich selbst zurückgeworfen hatte – und was er stoisch ertrug. Eine Wahl hatte er nicht.

Albert Camus? So ein Käse

Jugendliche spielen «Literarisches Quartett» und reden Klartext

PAUL JANDL

Wenn man sieht, wie sich junge Menschen heute Sorgen machen, muss man sich um die jungen Menschen vielleicht keine Sorgen mehr machen. Der öffentlichrechtliche Fernsehsender ZDF hat etwas ausprobiert. Im Rahmen des Themenvormittags «Depression bei Kindern und Jugendlichen» wurde ein «Literarisches Quartett» veranstaltet. Zufällig war ja auch gerade «Welttag des Buches». Statt der üblichen Kritiker sassen zwei Schüler im Alter von 16 und 17 Jahren auf der Bühne und eine 21-jährige Studentin.

Man redete über Bücher, die einen gerade gut durch die Weltkrisen bringen können. Vielleicht sogar, weil sie von Krisen erzählen. «GRM – Brainfuck» von Sibylle Berg zum Beispiel. Oder «Hard Land» von Benedict Wells. Es ging um den Empowerment-Roman «Felix Ever After» der transsexuellen nonbinären Person Kacen Callender und um ein Buch, das vor den Augen der jungen Leute allerdings keine Gnade fand: «Der Fremde» von Albert Camus.

Wir sind alle Existenzialisten

Haben sich nicht ganze Generationen die hässlichen Seiten ihrer Adoleszenz mit dem «Fremden» schöngelassen? War dieser existenzialistische Roman nicht verlässlicher Begleiter, wenn man das Gefühl hatte, nur ein winziges Körnchen im All zu sein? Ein Fremder in der Wüste der Autoritäten? Alles Quatsch, hört man jetzt aus dem «Literarischen Jugend-Quartett». Als «Disempowerment»-Roman wird «Der Fremde» geschmäht. «Ich habe noch nie ein so schlecht geschriebenes Buch von Camus gelesen», sagt der 17-jährige Schüler Lucas Stiller. So viel Perfekt, kaum Präteritum!

Und dann holt der 16-jährige Conrad Henzler auch noch richtig aus. Was kann uns «Der Fremde» heute sagen, wo wir mit allen Revolutionen schon durch sind? Religion, Kirche, Staat und all die anderen Autoritäten, gegen die Camus in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufbegehrte, seien doch heute nur noch ein Schatten ihrer selbst. Durch Thea Dorn, Gastgeberin des Quartetts, die das Buch mitgebracht hat, geht ein leises Zucken, als Conrad sagt: «Existenzialisten sind wir heute alle.»

Das «Literarische Quartett», dafür berühmt, oft auch literaturkritischen Quark zu liefern, wird auf einmal bissfest. Drei junge Menschen entzaubern ein Ritual, weil sie von diesem Ritual nichts wissen. Sie denken und reden einfach drauflos, und man staunt, dass man am Ende nicht nur über vier Bücher etwas erfahren hat, sondern auch einiges über die Generation Z. «Die Akzeptanz der schrecklichen Welt ist eine Negativfaszination», sagt der Schüler Conrad schüchtern in die Kamera. Das ist ein ästhetischer Durchblick, der sich auf ein Lebensgefühl stützen kann. Und der Satz passt sogar zu Sibylle Bergs «GRM – Brainfuck», dem Buch, «das auf alles draufhaut, das nicht bei drei auf den Bäumen ist» (Lucas).

Viel geweiht

Die türknallend fliehende Zeit spürt man in der Jugendausgabe des «Quartetts», wenn es um einen Roman geht, der in den achtziger Jahren spielt. Wie Archäologen nähern sich die Kritiker Benedict Wells' Roman «Hard Land» und damit einem ewig gültigen Stoff aus Sommer, erster Liebe und Tod. «Party machen, Scheisse bauen, das kennt man», sagt Lucas. Bei Wells klinge das «wunderschön retro. Wie das Knistern alter Schallplatten.»

Ein bisschen wie immer die gleiche Platte hat der Runde offenbar Kacen Callenders «Felix Ever After» geklungen, die autobiografische Geschichte über eine transsexuelle nonbinäre Person. Viel Wichtiges, aber auch zu viel Belehrendes, Moralisches. Das Intime wird politisch und das Politische intim. Sie habe am Ende des Buches viel geweiht, sagt die 21-jährige Studentin Sara Akinsola. Ein Satz, den man im normalen «Literarischen Quartett» auch nicht hören wird.